Angemerkt

Mit, nicht über

Von Alina Sauer

Aktuelle politische Entwicklungen in Schulen zu thematisieren ist generell eine gute Sache – Betroffene aus erster Hand darüber berichten zu lassen, noch besser. Eine kluge Idee ist es deshalb, Schülern Workshops wie „Journey of Death“ zu ermöglichen. Dieser ist Teil eines Projekts der Europäischen Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar (EJBW), die auch Sitz der Thüringer Landeskoordination von „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ ist. Neun aus Syrien stammende Menschen bieten unter dem Schirm des Projekts Workshops an – zum Beispiel zur politischen Situation und zur Alltagskultur in Syrien. Dieser direkte Umgang, die Möglichkeit für die Schüler, mit den Syrern ins Gespräch zu kommen, hilft beiden Seiten: Sie baut Vorurteile ab, fördert das kulturelle Verständnis und lässt die betroffenen Menschen selbst zu Wort kommen, die oft nur Thema sind, aber selten persönlich gefragt werden.

Alte Wörter und die Radio-Raben

Ruhla – Radio und „alte Wörter“ können eine coole Mischung sein, wenn sich das Wartburg-Radio und Ruhlaer Fünftklässler, die „Radio-Raben“, im Äther treffen. Im Rahmen der Projekttage des Albert-Schweitzer-Gymnasiums befassten sich die Schüler mit bedrohten Wörtern und heraus kamen Radiobeiträge mit Interviews und Umfragen zum Thema. Zum Abschluss der Projekttage gab es dann eine Livesendung vom Tag der offenen Tür am 25. Februar. Als Interviewgäste waren der Sprach-Experte Harry Weghenkel, Schuldirektor Denny Jahn und Projektleiterin Wiesenburg im ASG-Radiostudio. Gesendet wurde live via Webstream direkt aus dem Gymnasium Ruhla.

Auf UKW 96,5 MHZ und unter wartburgradio.com wird die Sendung heute um 16 Uhr ausgestrahlt.

Leser-Meinung

Tafelsilber wird verscherbelt

Betrifft: Artikel „Schlossverkauf scheint nicht geplatzt“ (Ausgabe vom 17. Februar)

Denk ich an Deutschland (und an Thüringen insbesondere) in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht!

Thüringen verscherbelt sein Tafelsilber und hofft auf Touristen. In der „ach so bösen DDR“ waren wir vor jedem Theaterbesuch mit unseren Bekannten auf dem Landsberg. Später schenkte ich meinen Kindern und Schwiegerkindern etliche Male zu Weihnachten einen Theaterbesuch mit Abendessen auf dem Landsberg. West-Bekannte kamen aus dem Staunen nicht raus, an welchen Orten wir verkehrten. Zu meinem 60. Geburtstag weilte ich drei Tage mit meinem lieben Mann im Hotel. Ich könnte noch viele Beispiele aufzählen. Solche Kulturschätze gehen unseren Kindern und Enkelkindern verloren. Aber die haben ja Supermärkte und Pokémon. Wozu brauchen die Kultur.

Wenn Schloss Landsberg „Glück hat“, wird es also ein Hotel für Superreiche, wenn es Pech hat, wird es wie Reinhardsbrunn. Nur weiter so: ICE, der in Thüringen nicht hält, Stromtrasse für die reichen „Südstaaten“, Holzeinschlag im Thüringer Wald, teure Parkplätze und Eintrittsgelder, Abbau der Kultur usw.

Die Verantwortlichen in Thüringen brauchen keine Kommission zur Ankurbelung des Tourismus. Sie sollten mal einen Monat den Regionalsender Hessen gucken, da ginge ihnen ein Licht auf!

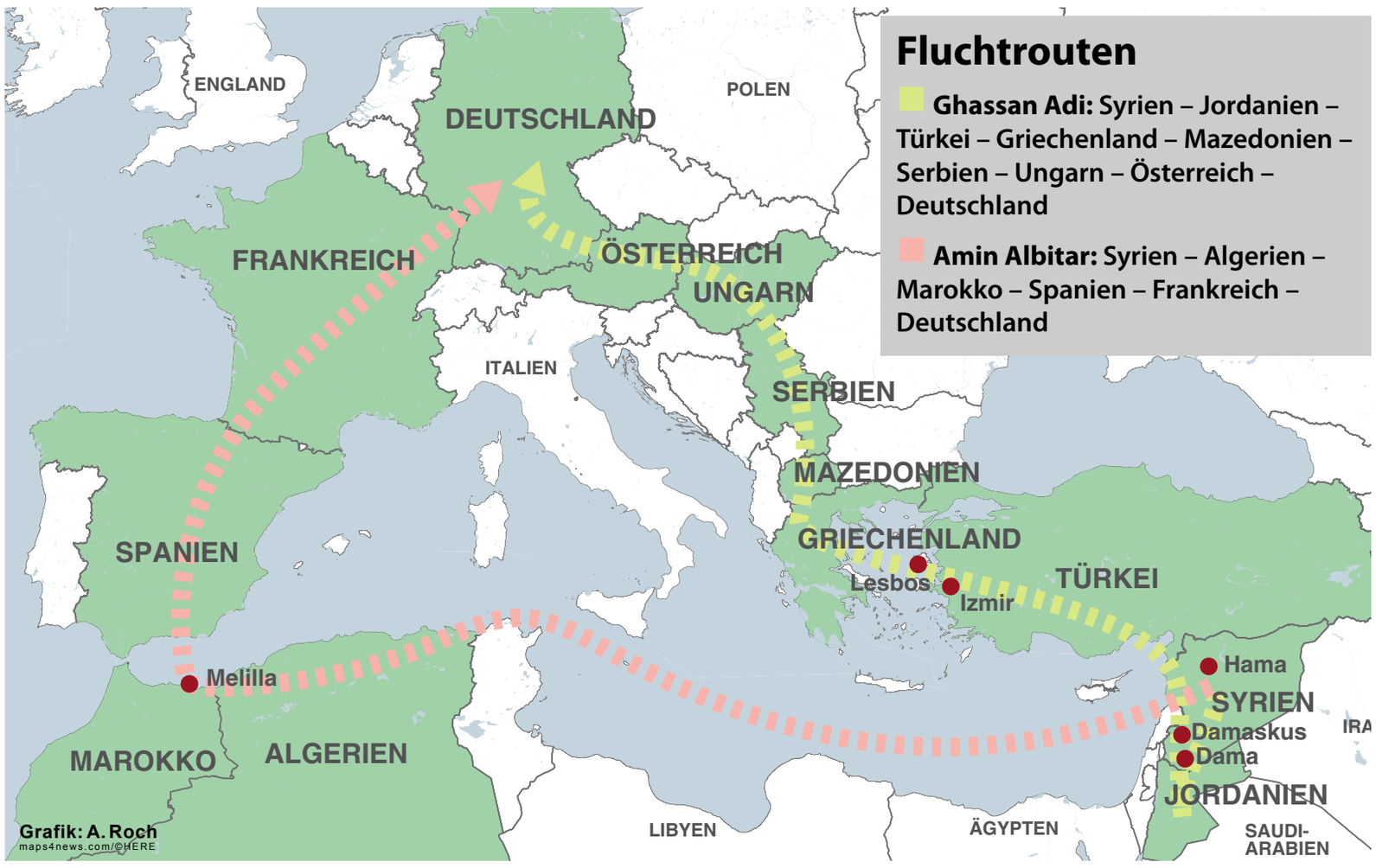
Annemarie Möller, Bad Liebenstein

Leserbriefe stellen keine Meinungsäußerung der Redaktion dar. Sie können nur veröffentlicht werden, wenn sie den Namen und die vollständige Adresse enthalten. Dies trifft auch für E-Mails zu. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzung vor.

Auf zwei Wegen zum neuen Leben

Über ihre Erfahrungen bei der Flucht nach Europa, über Fluchtursachen und ihre Heimat berichteten Amin Albitar und Ghassan Adi aus Syrien Schülern der Regelschule „Altensteiner Oberland“.

Von Alina Sauer



Bad Liebenstein – Amin Albitar und Ghassan Adi sind 27 und 25 Jahre alt. Sie stammen aus der syrischen Stadt Hama und kennen sich bereits seit zehn Jahren; in Weimar haben sie sich nach ihrer Flucht zufällig wiedergetroffen. Zurzeit besuchen sie dort eine Deutschschule. Für ihre Vorträge, in denen sie seit einem Jahr Schülern und Studierenden in ganz Deutschland über ihre Flucht berichten, werden sie vom Unterricht freigestellt.

„Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ (SOR) darf sich die Regelschule „Altensteiner Oberland“ in Bad Liebenstein seit dem vergangenen Herbst nennen – und ist damit Teil eines europaweiten Netzwerkes, das sich gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Diskriminierung an Schulen einsetzt. Felix Krause, der die zehnte Klasse besucht und die Mitgliedschaft seiner Schule im SOR-Netzwerk initiierte, hat dazu einen Workshop organisiert. Der Titel: „Journey of Death – der Weg einer Flucht“. Das Konzept: Geflüchtete Menschen aus Syrien berichten Schülern von ihrer persönlichen Fluchtgeschichte, veranschaulicht unter anderem mit Fotos und Videos.

Los geht die Doppelstunde mit einem Aufwärmspiel, einer Sprachanimation nach dem Prinzip der „Reise nach Jerusalem“ – in arabischer Sprache. „Ta'al maie“ heißt „los, komm mit“. Bei der Antwort „ma baddi“ (nein, keine Lust) bleiben alle sitzen, bei „ie baddi“ (ja, gerne) werden die Plätze schnell gewechselt. Anfangs noch scheu, sind die Schüler bald mit Eifer bei der Sache.

Fluchtursachen

Dann beginnen die beiden zu erzählen – auf Englisch, übersetzt von Englischlehrerin Antje Gallas. Über die Entwicklungen in ihrem Heimatland, die sie dazu bewogen haben, zu fliehen: Die Unruhen im Land, ausgehend vom Arabischen Frühling, die letztlich zum Bürgerkrieg in Syrien führten. Amin Albitar und Ghassan Adi zeigen Videos, erst von den zunächst friedlichen Demonstrationen, dann vom Raketenbeschuss von Homs, der drittgrößten Stadt Syriens. Ihre Heimatstadt Hama liegt nur knapp 50 Kilometer entfernt. Amin Albitar hat in Homs studiert, durch den von den Raketen zerstörten Stadtteil führte sein täglicher Weg zur Universität.

Aus zwei Gründen verlassen die syrischen Menschen Amin Albitar und Ghassan Adi zufolge ihr Heimatland: Erstens, weil alles zerstört war, „weil es nichts mehr gab, keine Häuser, keine Läden, keine Autos“, übersetzt Antje Gallas. Zweitens, um nicht den Wehrdienst leisten zu müssen, dem keiner entkomme – sie wollten keine unschuldigen Menschen töten, sagen Amin Albitar und Ghassan Adi. Und wählten unterschiedliche Wege. Alle Nachbarstaaten hätten den Syrern das Visum in dieser Zeit, im Sommer 2014, verweigert, sagt Amin Albitar. Auswege wären der Irak gewesen, in dem die Terrororgnisation ISIS ihr Unwesen trieb, oder Jordanien, wo die Flüchtlingscamps berüchtigt seien und es damit „keine Zukunft“ gab.

Letzter Ausweg: Europa

Dorthin, nach Jordanien, floh Ghassan Adi und arbeitete ein Jahr lang unter prekären Bedingungen – „16 Stunden am Tag, für umgerechnet 115 Euro im Monat“, übersetzt Antje Gallas. In Jordanien sei er als Syrer ausgeliefert gewesen. Ein Video über ein jordanisches Flüchtlingscamp verstärkt den Eindruck: 83 000 Menschen fernab der Zivilisation, in einer Zeltstadt. Wie ein Gefangenenlager mutet das Camp an, in das jeden Tag 2000 neue Bewohner kommen. Sein einziger Ausweg, sagt Ghassan Adi: Die Flucht nach Europa.

Amin Albitar flog nach Algerien, da dort noch kein Visum verlangt wurde – gerade rechtzeitig, denn zwei Tage später folgte der entsprechende Beschluss. Nach sechs Monaten in Algerien, sagt Amin Albitar, habe auch er die Entscheidung getroffen, nach Europa zu fliehen.

Von Marokko in die EU

Drei mögliche Routen von Syrien nach Europa gibt es: Erstens die Balkanroute über die Türkei und Griechenland, zweitens die Mittelmeerroute über Libyen und Italien und drittens die Route über Marokko und Spanien. Amin Albitar wählte den Weg von Marokko nach Spanien.

Die erste Schwierigkeit, sagt Amin Albitar, habe für ihn und zwei Freunde, die er in Algerien traf, darin bestanden, die Grenze von Algerien nach Marokko zu überqueren. Mit der Hilfe von Schleusern seien sie schließlich, in drei wechselnden Autos, manchmal mit Kindern an Bord und zum Teil auch zu Fuß, in 13 Stunden zur Küstenstadt Melilla gelangt. Ein Teil der Stadt gehört zu Spanien, ein Zaun mit einem Tor trennt dort Europa von Afrika. Das Tor galt es zu durchqueren. Das sei allerdings nur mit marokkanischem Pass möglich, sagt Amin Albitar – und das Tor gut bewacht. Mehrmals hätten sie es probiert und seien immer wieder weggeschickt worden. Schleuser hätten ihnen Pässe für je 1500 Euro angeboten. Die drei gingen jedoch einen anderen Weg: Sie tauschten ihre Kleidung, kauften Sonnenbrillen und Zigaretten und gaben sich als Händler aus. Da sie in dieser Aufmachung das Tor zur Mittagszeit passierten, waren nur wenige Polizisten vor Ort, niemand fragte – und sie passierten, „mit Glück“, das Tor zur EU. Dort kamen sie in ein Aufnahmecamp – „dem schlimmsten der Welt“, sagt Amin Albitar. Zwei Stunden habe er für ein Essen anstehen müssen, in den Zelten herrschten üble Hygienebedingungen. Am schlimmsten sei jedoch die Ungewissheit gewesen, wie lange man bleiben müsse. Nach 25 Tagen wurde Amin Albitar mit dem Schiff zum spanischen Festland gebracht. Eine letzte Schwierigkeit sei das Dubliner Abkommen gewesen – laut dem der Staat, in den ein Asylbewerber zuerst eingereist ist, das Asylverfahren durchführen muss. Mit dem Bus kam er dennoch in 30 Stunden nach Deutschland; über Frankfurt am Main, Erfurt und das Erstaufnahmelager im thüringischen Eisenberg gelangte Amin Albitar nach Weimar. Seine Flucht endete im Oktober 2015; sie dauerte ein Jahr und einen Monat.

Über den Balkan

Ghassan Adi kam über die Balkanroute nach Deutschland. Nachdem er von Jordanien zurück nach Syrien gekommen war, machte er sich in die andere Richtung, nach Norden, auf und traf sich mit Freunden im türkischen Izmir an der Ägäis. Drei Versuche, zur griechischen Insel Lesbos zu gelangen, seien gescheitert: Zwei wurden von der Polizei unterbunden, einmal fiel der Motor des Bootes aus. Mit einem Schleuser, der gute Beziehungen zur Polizei hatte, klappte die Überfahrt schließlich. Wieder sei er ausgeliefert gewesen, sagt Ghassan Adi, diesmal den Schleusern. Ein Passagier sei von ihnen in die Steuerung des Bootes eingewiesen worden – schließlich wollten die Schleuser nicht ihr eigenes Leben riskieren. Dann zeigt er ein Video von einem ankommenden Boot mit Flüchtlingen auf Lesbos. Auf der nächtlichen Überfahrt hätten sie sich am Licht orientiert. 16 bis 17 Boote pro Tag seien zu dieser Zeit auf dieser Route unterwegs gewesen.

Bei der Ankunft sei die erste Aktion stets, das Boot zu versenken, damit die Polizei die Passagiere nicht wieder zurückschicken könne. Ein Zertifikat, das sie als Flüchtlinge identifiziert, bekamen Ghassan Adi und seine Freunde – auch das zeigt er den Schülern. Vier Stunden lang warteten sie anschließend auf einen Zug zur mazedonischen Grenze, fuhren weiter zur serbischen Grenze, schliefen auf der Straße, stiegen wieder in den Zug – „schlimme Zustände“ hätten in den Waggons geherrscht, sagt Ghassan Adi. Über Ungarn und Österreich kam er nach Deutschland, erst in das Erstaufnahmelager nach Suhl und schließlich nach Weimar – kurz vor Amin Albitar, im September 2015.

Nach Ideen, wo sie ihr Geld, ihre Papiere und ihre Diplome während ihrer Flucht versteckt hätten, fragen Amin Albitar und Ghassan Adi die Klasse. Sie zeigen den Schülern speziell präparierte Kleidungsstücke: Einen handbreiten Gürtel mit Reißverschluss, ein T-Shirt und eine Unterhose, jeweils mit eingenähter Tasche. „Ohne syrischen Pass ist man verloren“, sagt Ghassan Adi – schließlich hänge am Pass der Status als Flüchtling aus einem unsicheren Herkunftsland und damit das Recht, in Europa zu bleiben.

Ein Foto, eine Geschichte

Der letzte Schwerpunkt liegt auf verschiedenen Fotos, die Amin Albitar und Ghassan Adi in die Mitte des Raumes legen. Die Fotos zeigen einzelne Personen oder aus den Nachrichten bekannte Fotos. Die Schüler sollen sie betrachten und können Fragen stellen. Wer dieser Mann sei? Ein syrischer Kinderarzt, erklärt Amin Albitar, der letzte in Aleppo, der bei einem Bombenangriff starb, als er sich auf seine Nachtschicht vorbereitete, wie ein Überwachungsvideo zeigt. Warum auf dem Foto so viele tote Vögel zu sehen sind? Es wurde in der syrischen Hauptstadt Damaskus aufgenommen, wo im März 2013 chemische Waffen eingesetzt wurden. Dabei starben 1500 Menschen.

Die Schüler sind auffällig still, als sie den Unterrichtsraum verlassen.

Vom Arabischen Frühling zum syrischen Bürgerkrieg

Der Arabische Frühling begann im Dezember 2010 in Tunesien. Die Selbstverbrennung eines Mannes als Zeichen des Protests gegen das Regime löste Unruhen im ganzen Land aus, die sich zu einer Revolution ausweiteten. Die Protestbewegungen gegen die autoritäre Regierung dehnten sich auf weitere nordafrikanische und arabische Länder wie Ägypten und Libyen aus – auch mit Hilfe der neuen Kommunikationsmöglichkeiten und der sozialen Netzwerke. In manchen Ländern glückte die Bewegung – darunter in Tunesien, wo Diktator Ben Ali vom Volk gestürzt wurde. An der jordanischen Grenze erreichte die Protestbewegung Syrien – Schulkinder schrieben dort die Forderung zum Sturz des Regimes als Graffiti an Häuserwände und wurden drakonisch bestraft. Das löste Demonstrationen aus, die auf Städte im ganzen Land, darunter Homs und Damaskus, übergriffen. Die regelmäßig freitags stattfindenden Demonstrationen verliefen zunächst friedlich – bis die Polizei mit Wasserwerfern und Gummiknüppeln gegen die Demonstranten vorging und versuchte, die Demonstrationen mit Gewalt zu beenden. Teile von Homs wurden von Flugzeugen und mit TNT zerstört.

Zur Einstimmung steht Bewegung, kombiniert mit dem spielerischen Lernen einiger arabischer Begriffe, auf dem Programm. *Fotos (2): Heiko Matz*

Amin Albitar (vorne) erklärt, wie er die Grenze von Marokko ins EU-Land Spanien passierte. Ghassan Adi (hinten) kam über die Türkei, Griechenland und den Balkan nach Deutschland.